

Das, was bleibt

Es war der 24. Februar.

Er begann wie jeder andere Tag, mit Sonne, die den Asphalt glitzern ließ, mit weißen Wolken, die zerfleddert den blauen Himmel besprenkelten und mit Schulstunden, die den Vormittag ausfüllten. Im Nachhinein betrachtet, war dies das vielleicht schrecklichste an der ganzen Sache. Dass es keine Warnung gab, keine Anzeichen, nichts das darauf hingedeutet hätte, dass dieser Tag mein Leben zerstören würde.

Ich wünschte, ich hätte es geahnt. Ich wünschte wir alle hätten das.

Ich wünschte ich hätte mich verabschiedet.

Aber ich tat es nicht.

Die Sonne sprenkelt die glatte Oberfläche der Pfützen mit hellen Lichtflecken, während ich und Sal zwischen den Ahornbäumen entlang gehen. Meine Gedanken kreisen um die Schule, Linai deren Spint heute die Worte: *Verpiss dich Schlampe*, geziert hatte und ich versuche vergeblich die Schuldgefühle zu verdrängen, ihr nicht geholfen zu haben. Schon wieder.

„Aysis?“, reißt mich Sals Stimme aus der Grübelelei. „Hast du Samstag schon was vor?“

Ich hebe überrascht den Kopf. Die Sonne verwandelt seine blauen Augen in goldbeschiedenes Wasser und betont die gelben Sprenkel, die wie Glitzerpunkte um seine Iris tanzten.

„Nein...“, antworte ich atemlos und versuche nicht zu aufgeregt zu klingen.

„Wenn du Lust hast, können wir einen Spaziergang machen.“ Nun klingt auch Sal etwas nervös.

„Gerne.“ Ich umrunde eine Pfütze und lächle in mich hinein. Zwischen den Bäumen taucht der Wohnblock auf, in dem ich und meine Familie ihr Dasein pflichten. Ich trete zur Tür, dessen Farbe sich perfekt mit dem Zement der Straße deckt und schließe auf.

„Bring deine Kamera mit, ja?“ Sal nickt und hebt etwas vom Boden auf. Als er es mir sanft in die Handfläche legt, erkenne ich, dass es sich um einen Bernstein handelt.

„Wie schön.“ Ich halte die kleine Kugel gegen das Licht, welches die goldene Schliere in ihrem Inneren erstrahlen lässt.

„Dann bis morgen“, ruft er mir nach und fährt mit der Fußspitze etwas verlegen durch eine Pfütze.

„Bis morgen“, flüstere ich ihm hinterher, als er sich bereits umgedreht hat und der Straße ein paar Meter weiter zu seiner Wohnung folgt.

Nur, dass es kein Morgen geben wird.

Meine Mutter empfängt mich, kaum dass ich unsere Wohnung betreten habe. „Du bist zu spät!“ Vorwurfsvoll deutet sie auf unsere Küchenuhr, als träge diese ihren Anteil daran.

„Ah ne“, entgegne ich genervt und lasse meine Schultasche zu Boden fallen, bevor ich sarkastisch hinzufüge: „Du hast mir ja nicht ungefähr tausend Nachrichten geschickt, die mir das förmlich ins Gesicht geschrien haben.“

„Und du hast keine davon beantwortet.“

„Wozu auch? Ich bin 15, Mom. Da darf ich doch mal eine halbe Stunde zu spät kommen“, fauche ich sie an. „Und in meiner Stellenbeschreibung als Jugendliche war Pünktlichkeit nicht vermerkt.“

Meine Mutter verdreht genervt über meine Ironie die Augen. „Du brauchst mir nicht immer unter die Nase reiben, dass du eine Teenagerin bist, dass sehe ich.“

„Dann darf ich ja wohl auch ein bisschen später kommen.“ In diesem Augenblick fliegt Nuij durch den Türrahmen und landet auf meiner Schulter, von wo aus sie mir liebevoll ins Ohr zwickt.

„Und sag deiner Taube mal, sie soll sich ein bisschen stubenreiner benehmen.“ Meine Mutter holt einen Putzlappen aus der Spüle und schrubbt damit demonstrativ auf unserem steinernen Küchentisch herum. „Die kackt überall hin.“

„Sie ist ein australisches Zwergtäubchen, keine Taube“, korrigiere ich. „Das ist ein großer Unterschied.“

„Wenn du meinst“, meine Mutter zuckt mit den Achseln. „Hauptsache du erziehst sie mal vernünftig.“

„Erziehung liegt im Auge des Betrachters“, sage ich und durchquere die Küche in Richtung Treppe.

Ich wünschte ich hätte diese letzten kostbaren Minuten, die uns noch bleiben würden, nicht mit Streiten verschwendet.

Als ich mein Zimmer betrete, scheint alles normal. Ich hätte euch gern erzählt, dass ich die Veränderung körperlich zu spüren vermochte, dass mir die Luft mit einem Mal Bedrohlicher erschien oder mich plötzlich eine Vorahnung traf.

Aber schlimme Sachen treffen immer genau dann ein, wenn man es am wenigsten erwartet.

Und mich zerschlug es fast.

In diesem letzten Moment legte ich meine Glaskristalle auf die Fensterbank, genau in eine Lichtpfütze und verlor mich in den regenbogenfarbenen Strichen, die sie auf die Wand warfen.

Den ersten Knall blendet mein Gehirn aus, einfach weil er nicht zuordbar ist. Der zweite lässt mich mit dem Gedanken zurück, jemand mache sich einen Spaß daraus, schon vorzeitig Silvesterknaller zu zünden.

Beim dritten ist es zu spät.

Etwas trifft unser Wohnhaus und eine Explosion, nur ein paar Wohnungen neben mir, sendet blendend helle Lichtblitze umher. Im nächsten Augenblick wird das Gebäude von roher Gewalt geschüttet und heiße Druckwellen sprengen Wände zur Seite. Feuerschwaden vermischen sich mit den Glassplittern der zerschlagenen Fensterscheiben, während irgendetwas Schweres meine linke Zimmerwand einkrachen lässt. Ich werde mitgerissen, Splitter zerkratzen meine Haut, während sich mit einem Mal etwas in mir verändert und mein Körper sich verformt. Dann bricht der Boden unter mir zusammen und Hitze, Trümmer und Feuer vermischen sich zu einem grässlichen Ball aus Zerstörung, während ich bodenloser Tiefe entgegenstürze.

Als ich die Augen öffne, sehe ich Aschekörner, die im Licht der Sonne willkürlich umher schweben, ich sehe eine kleine Flamme, die nach Luft ringend ein Stück Holz liebkost, sehe dessen Funken, die in die Luft stieben und sich mit der Asche vermischen, wie Sterne in einem riesigen Universum leuchten. Ich sehe Scherben, unzählige, in deren glatter Oberfläche sich das Licht reflektiert und einen matten Regenbogen erzeugt.

In all dem liegt eine bizarre Schönheit, die einen den grässlichen Ursprung dieser Dinge vergessen lässt. In den Schatten drängt, dass die Asche, vor wenigen Sekunden noch Möbel, das Feuer eine Explosion und die Scherben, Glas in einem Fenster waren.

Ich springe taumelnd auf und renne.

Ich bin nicht bereit die grausame Wirklichkeit zu sehen.

Ich weiß nicht, wie lange ich am Rande des Waldes kauere, den Sirenen zuhöre, die erst vor kurzem erklingen sind und sich seitdem unablässig in meinen Kopf bohren. Aber irgendwann stehe ich auf, taub und benommen. Meine Augen sind noch halb zugekniffen, so dass ich die Pfütze erst bemerke, als ich drinstehe. Als ich den Blick senke, verschlägt es mir für einen kurzen Moment lang den Atem. Statt meinen grünen Augen, blinken mir welche mit eigenartigem Türkis entgegen und meine blondbraunen Haare sind braunem Fell gewichen, besprenkelt mit schwarzen Punkten.

Ich fahre durch die glatte Oberfläche des Wassers, um mich davon zu überzeugen, dass dieser Anblick der Wirklichkeit entspricht, und zucke zurück, als es eine Pfote ist, die mein Spiegelbild zerteilt.

Ich. Bin. Ein. Schneeleopard.

Ein paar Sekunden brauche ich, um diese Tatsache zu verdauen und mache mich vorsichtig mit meiner Gestalt bekannt. Dann lasse ich die Pfütze liegen und nähere mich dem Ende des Waldes. Ich brauche Gewissheit, was geschehen ist, auch wenn ein winziger Teil von mir es schon längst weiß und es nur nicht wahrhaben möchte.

Ich muss der Wahrheit ins Gesicht blicken.

Als ich gänzlich aus dem Wald trete, umhüllt mich Hitze, die sich mit der herumliegenden Asche vermischt und das Denken auf eine Quälende Art erschwert.

Ich höre Schreie. Explosionen. Schüsse. Die Luft schmeckt nach Schmerz und Staub. Obwohl ich

mich unglaublich müde fühle, renne ich los, erst zögerlich, weil es ungewohnt ist auf vier Pfoten zu laufen. Doch obwohl diese neue Gestalt überraschend ist, fühlt es sich merkwürdig vertraut an, so als wäre mein Herz schon immer das eines Schneeleoparden gewesen. Nach wenigen Sekunden erreiche ich mein Wohnhaus. Oder besser; dass was davon noch übriggeblieben ist.

Es gibt Schmerz, der sitzt so tief, dass nicht einmal Tränen ihn betäuben können.

Lautlos schreie ich ihn der Welt entgegen und sinke vor den Trümmern des Gebäudes zu Boden.

Meine Mutter, meine Familie, Nuij – mein ganzes Leben liegt darunter begraben. Und Sal...ein Blick nach rechts zeigt mir, dass auch von seinem Haus nichts mehr übrig ist. Wir waren so kurz davor, mehr zu werden, als bloß Freunde und jetzt habe ich nie mehr die Chance ihm zu sagen, wie viel er mir wirklich bedeutet hat.

Daneben Panzer die wahllos feuern, auf allen und jeden. Ich erblicke Kinder und Eltern, die schreiend das Weite suchen, Soldaten, die hinter Ruinen kauern, die Gewehre im Anschlag. Ich sehe Explosionen, deren Feuer an vielen Stellen nach dem Himmel greift, überschattet von dunklem Rauch.

Ich blicke mich um, immer fassungsloser, weil ich nicht meine Stadt sehe, nicht die die ich kenne.

Was ich sehe ist Krieg.

In diesem Moment will ich es einfach nur verstehen, nachvollziehen, warum jemand so grausam sein kann, Menschen zu töten, tausende, ihr Schicksal zu bestimmen und ihr Leben an sich zu reißen, als wäre es gänzlich unbedeutend. Aber ich kann es einfach nicht, wie auch? Es gibt keine Legitimierung, die das was ich hier gerade sehe, rechtfertigen würde.

Ich kann nichts anderes tun, als es anzunehmen, zu akzeptieren, dass mein ganzes Leben zerstört wurde, alles und jeder und dass es nie mehr so sein wird wie vorher.

Aber ich schaffe es nicht. Ich schaffe es mit dem Gedanken zu leben, dass meine Gegenwart plötzlich Vergangenheit geworden ist.

Ganz objektiv betrachtet ergeben sich mir drei Möglichkeiten: Entweder bleibe ich hier und kämpfe. Oder ich flüchte, verlasse das alles hier, ohne irgendein Ziel, renne einfach nur weg, all den Erinnerungen davon, mit dem unvermeidlichen Wissen, dass das alles hier mich eines Tages einholen wird. Das Davonlaufen nichts bringt, um die Bilder zu vertreiben, die unablässig vor meinen Augen tanzen. Und dann ist da noch die dritte Möglichkeit, die sich der Hoffnungslosigkeit in mir hinzugeben, in dieser Stadt, meinem Zuhause zu bleiben und zu warten. Darauf, dass irgendetwas mich von diesem Schmerz befreit, von den Bildern, von der Dunkelheit, die mich langsam gänzlich auszufüllen droht. Von allem, dass mich jeden Augenblick verschlingen möchte. Ich habe keine Kraft mehr, keine Kraft aufzustehen und weiterzugehen. Ich schaffe es nicht, mit all dem hier fertig zu werden, mit all dem hier weiterzuleben. Verdammt, was bleibt mir denn noch? Was bleibt mir noch, wenn ich alles verloren habe? Meine Eltern, meine Freunde, mein Zuhause, mein Leben. Wofür lohnt es sich überhaupt noch, nicht aufzugeben? Was bleibt einem, wenn die Hoffnung stirbt?

Nichts.

Es ist der Schneeleopard in mir, der mich zum Aufstehen zwingt, der mir Kraft verleiht. Der mich davon abhält, zusammenzubrechen, sich neben die Trümmer meines Wohnblockes zu legen, ohne je wieder aufzustehen. Im selben Augenblick trifft mein Herz eine Entscheidung.

Ich werde kämpfen, werde meine Stadt nicht allein lassen.

Im ersten Moment will ich mir als Mensch irgendwo eine Waffe besorgen, aber dann fällt mir ein, dass ich überhaupt nicht weiß, wie ich mich wieder zurückverwandeln kann und ob es überhaupt geht. Außerdem bin ich jetzt ein Schneeleopard, stark und wild, also bleibe ich es auch.

Ich renne los, warmer Putz bröckelt unter meinen Füßen, als ich unruhig über Straßen husche und die nächsten Häuserruinen ansteuere. Eigentlich will ich mir zunächst ein Versteck suchen, um die feindlichen Soldaten auszuspionieren und auf einen guten Moment zu warten, sie anzugreifen. Doch ein Gewehrschuss erregt meine Aufmerksamkeit und bringt mich von diesem Abhaben ab. Als

Leopard kann ich das Geräusch beinahe zentimetergenau orten und biege in eine Seitenstraße ein. Dort steht ein Soldat, in der Hand ein Gewehr und zielt auf einen Mann und dessen zwei Kindern, die sich eng an die Hauswand drücken. Lautlos pirsche ich mich an die drei heran, während ich Autokarosserien und Zementbrocken ausweiche. Ich will den Soldaten von hinten anspringen, doch etwas hält mich davon ab. Als würden etwas in meinem Inneren sich schlichtweg weigern, zu töten. Ein leises Knacken reißt mich aus meiner sprungbereiten Stellung. Ich fahre herum und begegne ich dem Blick eines Jungen, der sich zielstrebig einen Weg zu mir kämpft. Er hat helle Haare, fast weiß, die sein markantes Gesicht umrahmen und seine Augen sind von einem merkwürdigen Hellblau, wie Eissplitter, ganz anders als Sals Augen.

Mit einem Mal höre ich Satzketten in meinem Kopf, abgehackt und atemlos. Verwundert reiße ich den ihn herum, aber niemand steht neben mir, obwohl die Stimme so unglaublich nah zu sein scheint.

In diesem Moment passieren mehrere Dinge gleichzeitig. Der fremde Junge rutscht aus und der Soldat fährt herum, als habe er nur darauf gewartet. Seine Kugel fliegt haarscharf an dem Jungen vorbei, der gerade noch rechtzeitig ausweicht. „Ich kenne dich doch“, brüllt er, doch der Junge antwortet nicht. Gleichzeitig scheint der Himmel sich zu verdunkeln und der dröhnende Lärm der Kriegsflugzeuge lässt meine Glieder taub werden. Neben mir schlägt eine Feuersalve eines Panzers ein, Hitze sticht mir in die Augen und versengt mein Fell.

Ich will das es mir egal ist, egal ob die Bomben, Raketen, das Feuer oder eine Kugel mich treffen werden oder nicht, weil ich eh nichts mehr zu verlieren habe. Weil ich nichts mehr habe, wofür es sich zu leben lohnt. Aber es ist mir nicht egal, verdammt. Weil ich mich eben doch getäuscht habe. Was mir geblieben ist, bin ich selbst. Und das ist vielleicht wertvoller, als es jedem von uns jemals bewusst sein wird. Es ist eine Ironie, dass mir das gerade jetzt einfällt, wo ich so kurz davor bin, mein Leben auch noch zu verlieren, während Hitze und Qualm und Explosionen und Schüsse sich zu einem erbarmungslosen Orkan aus Grausamkeit und Tod vereinen.

Irgendwann weicht dieser grauenhaften Stille, als wäre die ganze Welt verstummt. Ein paar Sekunden lang kauere ich mich noch in die Trümmerhaufen zu meinen Füßen, genieße es fast, meinen inneren Schmerz jetzt auch körperlich zu spüren, aber irgendwie bringt es mich auch zur Besinnung. Die scharfen Kanten lassen das Selbstmordgefühl verschwinden. Was habe ich mir nur dabei gedacht, mich so kopflos in die Schlacht zu stürzen?

Als ich mich langsam aufrichte und mir das Blut von dem Fell lecke, frisst das Feuer sich von fast allen Seiten die Straße entlang, auch dort wo der Junge vor ein paar Sekunden noch gestanden hat. Ich stehe auf und versuche nicht zurückzublicken.

Ich brauch meine Zeit, bis ich mich wenigstens ansatzweise beruhigt habe. Die kühle Luft des Waldes hilft mir dabei, auch wenn sie Erinnerungen wachruft, die nun der Vergangenheit angehören. Sie hilft mir dabei, eine Idee zu entwickeln, die ertragreicher ist als mein vorheriges Handeln. Anschließend laufe ich einen vertrauten Pfad entlang, zwischen Wildblumen und Efeuranken hindurch, die sich in wirren Mustern um die schmalen Bäume schmiegen. Jeder Schritt kostet mich Kraft, aber wenigstens schaffe ich es nicht zusammen zu brechen. Der schon seit Jahren verlassenen Jägerstand, den ich nach ein einer halben Stunde finde, wird von massiven Ästen gehalten und sieht dadurch aus, als wäre er direkt aus dem Stamm des Ahornbaumes entsprungen. In meiner Leopardengestalt geht es unglaublich schnell die raue Rinde hinaufzuklettern.

Oben angekommen hole einen Gegenstand hinter einer Sitzbank hervor. Es ist seine Kamera. Sals Kamera. Er hat ein wirkliches Talent darin, kleine Details einzufangen, für die die meisten Menschen zu unachtsam sind. Lichtflecken, Grashalme, die sich durch Ritzen von Asphalt kämpfen und bizarre Spiegelungen von Pfützen. Hatte, um genau zu sein. Ich schlucke den Schmerz hinunter, der nun diese Momente vergiftet, schaffe es irgendwie mir die Kamera um den Hals zu hängen und steige wieder hinab.

Schon als ich mich dem Waldrand nähere, dringen Explosionen und Schüsse durch das Dickicht. Ich möchte nicht schon wieder die Hässlichkeit und die Grausamkeit des Krieges sehen, ich will nicht die Narben der vergangenen Eindrücke und schmerzhaften Bilder aufreißen, aber ich habe

keine andere Wahl.

Eine Katze kommt aus dem Unterholz hervor, ich buntvermisches Fell weist Blutflecken auf und an der Stelle ihres zweiten Auges klafft ein Loch. Trotzdem scheint sie vor Leben zu strahlen, als sie viel zu langsam einem Käfer nachjagt. Vorsichtig lege ich die Kamera auf den Boden und stoße mit der Schnauze auf den Auslöser.

Ich möchte den Menschen da draußen zeigen, was hier vor sich geht. Ich möchte ihnen zeigen, was der Krieg mit uns allen macht. Ich will ihnen vor Augen führen, dass er ein grässliches Ungeheuer ist, das alles und jeden verschlingt, will in meinen Bildern seine Schrecklichkeit für immer festhalten. Ich will nicht, dass man das hier vergisst.

Ich fotografiere schwarz verkohlte Überreste eines Wohnhauses, Feuerschwaden und Soldaten. Eine Frau, die sich von ihrem Mann verabschiedet, mit der Gewissheit ihn nie mehr wiederzusehen. Aber ich versuche auch, dass alles mit Sals Augen zu sehen, die Details einzufangen, welche allem eine fesselnde Lebendigkeit verleihen. Blumen die von Flammen verzehrt werden, ihren Kopf gen Boden gewandt. Ein einsames Gewehr, das ein Marienkäfer entlangläuft. Kirchblütenblätter, die sich über Leichen legen, wie weiße Tränen. Manche Bilder sind verwackelt, weil ich als Schneeleopard kein wirkliches Talent zum Fotografieren besitze, aber ich bin dennoch zufrieden.

Irgendwann erreiche ich das Ende der Stadt. Vor den Zuggleisen, die sich tief in vertrocknetes Gras graben, bleibe ich stehen und schaue dem Horizont entgegen. Mittlerweile hat sich Dunkelheit über den Krieg gesenkt, über all die Zerstörung, auch wenn sie nicht in der Lage ist, die Grässlichkeit zu übertünchen. Feuer und Explosionen lodern hinter meinem Rücken unablässig weiter, Licht, das kein Ende kennt. Mich fasziniert der Anblick des Mondes und der Sterne, die wie kleine Funken den Himmel benetzen und den Anschein von Unverwüstlichkeit tragen.

Es spendet mir Kraft, weil es zeigt, dass immer ein Licht scheinen wird, egal was passiert.

Als der Zug kommt, steige ich ein und verdränge, die Zweifel, ob ich das hier schaffen werde. Ob ich ein Ziel zu finden vermag, ohne es zu haben.

Ich habe mich gerade hingesezt, als sich die Zugtür öffnet. Vor mir steht der Junge, der etwas von mir wollte und tot ist – zumindest soweit ich es dachte. Er lächelt bei meinem perplexen Gesichtsausdruck und dann...ist er auf einmal verschwunden. Immer fassungsloser starre ich auf den Haufen Kleidung, der einzig von ihm übriggeblieben ist. Dann krabbelt auf einmal ein kleiner Käfer daraus hervor und die Armlehne meines Sitzes hoch. Sein unauffälliges Aussehen nährt von den schwarzen Flügeln und einem Panzer, der mich an verbrannte Rinde erinnert.

Nicht erschrecken, erklingt plötzlich eine Stimme in meinem Kopf, was ich natürlich trotzdem tue, denn so etwas habe ich noch nie erlebt. „Was...?“

Du bist eine Woodwalkerin genau wie ich, erklärt die Stimme, *Woodwalker sind Menschen, die sich in Tiere verwandeln können.*

„Okay“, sage ich gedehnt, weil mein Gehirn gerade nichts produktiveres zustande bringt. „Das heißt der Junge, der eben vor mir stand, sitzt jetzt als...“

...Als Käfer neben dir; wird mein Satz beendet, *Und ich heiße übrigens Jaro.*

„Aysis“, stelle ich mich vor, „Ich dachte du bist gestorben, das Feuer war genau dort, wo du...“

Ich bin ein Feuerkäfer, ein australischer, um genau zu sein. Hast du das denn nicht erkannt? Er tut beleidigt, während ich es nicht schaffe diesen Käfer mit dem schweigsamen Jungen in Verbindung zu bringen.

„Der Soldat hätte dich fast erschossen“, sage ich, wenig hilfreich. „Aber du...“

Ich bin der Kugel ausgewichen.

„Nein, das meine ich nicht“, versuche ich zu erklären. „Er meinte, er kenne dich, aber du hast nicht geantwortet.“ Kurz bleibt es still. *Ich schaffe es einfach nicht als Mensch*, flüstert Jaro, *In meinem Kopf sind Worte, tausende, aber sie finden den Weg nicht hinaus...*

Mir wird klar, dass der Krieg uns beide unweigerlich zu anderen Menschen gemacht hat. Das was wir erlebt haben, die Bilder, Erinnerungen, Verluste, sie haben uns unweigerlich verändert und uns mit Verzweiflung zurückgelassen. Er hat Dinge erlebt, die ihm seine Stimme nahmen und ich werde

über meine eigenen Erfahrungen vielleicht auch niemals sprechen können. Denn ich weiß, dass Worte nicht unendlich, nicht genug sind, um zu beschreiben, was ich erlebt habe.

„Warum bist du hier?“, wispere ich schließlich.

Um dir ein Ziel zu geben.

Wäre ich kein Schneeleopard, hätte ich mich schon nach zwei Tagen in eins der Pflanzennetze fallen gelassen und wäre nie wieder aufgestanden. So aber ringe ich mit der Erschöpfung und schaffe es durch zähe Kraft weiterzugehen, immer weiter. Hin und wieder begegnen uns Menschen, die herumalbern und lachen. Dieser Anblick lässt den Schmerz jedes Mal aufs Neue entfachen, weil ich nicht glaube, je wieder lächeln zu können. Ich meide die Sonne, streife hauptsächlich durch dichte Wälder, anstatt staubige Straßen entlangzuwandern. Trinken tue ich aus dreckigen Pfützen, aber ich bin dankbar für jede Art von Flüssigkeit. Jaro hockt die ganze Zeit in meinem Fell und lässt sich kutschieren. Wir reden über Woodwalker, über den Krieg, über all die schönen Dinge, die wir früher erlebt haben und versuchen zu akzeptieren, dass es nie mehr so sein wird, wie vorher. Über die Bilder, die sich mir ins Herz geschnitten haben, den Schmerz, der noch immer in mir tobt, genährt von dem Tod meiner Familie und Sal, schweigen wir. Angenommen habe ich inzwischen, dass ich sie niemals in die Arme schließen werde, aber ich weiß nicht, ob ich das alles je gänzlich hinter mir lassen kann und den Schmerz überwinden.

Mit einem Mal lichtet sich der Wald, spuckt ein riesiges Gebäude aus, mit Kletterpflanzen, deren Blüten sich wie ein Netz über die Mauer spannen und mit unzähligen Fenstern, die uns leuchtend entgegenblicken, wie Anker in der Dunkelheit.

Die letzten Meter renne ich los, der Clearwater High entgegen. Bei diesem Anblick finde ich meine Hoffnung wieder, auf einen Neuanfang, darauf irgendwann alles überwunden zu haben. Hoffnung auf ein neues Leben. Denn ich spüre, dass ich ein neues Zuhause gefunden habe, etwas für das es sich zu leben und zu kämpfen lohnt.

Und in diesem Augenblick lächle ich. Zaghafte.